

Der Tod – und was dann?

Der Tod im Verständnis christlichen Glaubens

Alexandre Ganoczy, Würzburg

Es soll hier die uns alle betreffende Frage meditativ bedacht werden, die sich aus der Verbindung einer Gewißheit und einer Ungewißheit ergibt, nämlich der Gewißheit, daß wir alle sterben müssen, und der Ungewißheit darüber, was im Augenblick des Sterbens mit uns geschieht und was danach kommt bzw. nicht kommt.

Zuerst aber fragen wir, wie der Durchschnittsmensch unserer Zeit, ob gläubig oder ungläubig, auf die unausweichliche Tatsache des Todes reagiert. Wir betrachten ihn in drei typischen Fällen: wenn er am Sterbebett oder am Grab eines geliebten Menschen steht, wenn er den Tod von Unbekannten erfährt, und wenn er schließlich durch bestimmte Ereignisse gezwungen wird, dem eigenen Ende entgegenzusehen.

Zum ersten Fall: der Tod eines geliebten Menschen. Versetzen wir uns in die Lage einer jungen Frau, die vom tödlichen Unfall ihres Mannes erfährt. Ihr hartes Los ist dann die Stunde unsagbaren Leides, die Stunde unausweichlicher Einsamkeit, die Stunde vielleicht der nur noch Nein-sagen könnenden Verzweiflung . . . Warum denn? Warum? Ein Stück von mir wird plötzlich weggerissen, eine Beziehung, die für mich mehr bedeutete als das Leben, wurde abgebrochen. Den Menschen, der mein Alles war, der ganz mir gehörte, der mir Glück, Freude, Geborgenheit und Sicherheit schenkte, diesen Menschen werde ich nie mehr sehen, hören, berühren können. Er und ich, wir beide waren eins. Was bin ich jetzt? Nur noch ein halber Mensch. Der Schnitt des Todes hat mein ganzes Wesen durchtrennt. Geblieben ist eine große Wunde, und die Zukunft hat sich vor meinen Augen verhüllt. – Mein ganzes Wesen, mein Ich ist irgendwie gekreuzigt worden, und jeder Gedanke an Auferstehung ist mir so fern. Was werde ich nunmehr tun? In der Erinnerung an den geliebten Toten leben? Mich vom Brot des täglichen Andenkens ernähren? Oder hoffen, daß ich diesen schweren Verlust bald, dank intensiver Aktivität, nicht mehr so hart empfinden werde?

In schroffem Gegensatz zu diesem mich persönlich treffenden Schmerz steht oft eine andere Reaktion, die Reaktion auf den Tod und das Sterben unbekannter Menschen . . . Wie war es vorgestern, als ich jenen schrecklich verstümmelten Menschen am Rande der Autobahn liegen sah? Was war mein erster Gedanke? „Schrecklich. Gott sei Dank, daß nicht ich an dieser Stelle liegen muß“. Dann fuhr ich weiter, immerhin etwas vorsichtiger als

vorher. Sonst tat ich alles, um das entsetzliche Bild zu vergessen... Der Tod der anderen? Ist es nicht so, daß das Sterben anderer, mit denen ich nichts zu tun habe, in mir kaum Gefühle der Trauer weckt? Hungersnot in Indien? Massaker in Afrika? Bombenanschlag in Nordirland? Solche Nachrichten sind so alltäglich, daß ich mich darüber kaum mehr aufregen kann. Nur die Angst erhält in mir vielleicht neue Nahrung, die Angst, selber einmal umzukommen. Aber diese Angst kann ich wohl beherrschen. Es gibt so viel Schönes, so viel Zerstreuung in der Welt, die mich davon abzulenken vermag.

Neben dem Schmerz über den Tod des geliebten Menschen, neben der Gleichgültigkeit gegenüber dem Tod, der nur des Unbekannten, des anderen Tod ist, ergreift mich manchmal, in empfindsameren Stunden, das drohende Gefühl des eigenen Sterbens. Da bekomme ich Angst, keine Zeit mehr zu haben... Unbequeme Gedanken steigen in mir auf: Soll mein Werk im Beruf, in der Familie, ja in mir selbst unvollendet bleiben?... Noch so viel hätte ich zu sagen, zu sammeln, zu genießen! Besitz, Heimat, liebe Menschen: all das möchte ich noch nicht verlassen. Noch nicht. Nicht so früh... Sicher werde ich einmal Abschied nehmen müssen. Aber dann möchte ich wenigstens wissen, *wie* es mit dem Sterben steht, und *was* danach zu erwarten ist. Ja, was kommt danach? Diese Neugier ist doch wohl berechtigt, die Antworten sind jedoch so verschieden! Befreiung der Seele von der Bindung an den verweslichen Leib? Bloßstellung meines ganzen Wesens und meiner gesamten Vergangenheit vor den prüfenden Augen eines göttlichen Richters? Erfüllung meiner unbefriedigten Sehnsucht nach Frieden, Schönheit, Sicherheit und Wahrheit? Freude auf das Wiedersehen mit teuren Menschen, die früher verstorben sind? Oder doch stummes Eintauchen in das alles verschlingende Nichts, wo Schmerz und Angst ebenso ein Ende finden wie Lust und Glück? Was wartet denn auf mich jenseits meiner letzten Stunde?... Diese letzte Stunde ist ein bohrendes Geheimnis! Der Gedanke daran ist wie ein Wurm, der sich in meine wißbegierige Vernunft unerbittlich hineinfrisst.

Da erklären zwar einige Theologen, das Sterben wäre ein Höhepunkt meines bewußten Lebens, ein Moment der Entscheidung für oder gegen Gott. Schön wäre es, wenn es sich tatsächlich so verhielte. Aber wer kann mir das beweisen? Wer hat schon diese sogenannte äußerste Entscheidung mitgemacht und darüber noch berichten können? Dagegen steht doch meine eigene persönliche Erfahrung: was ich bei Sterbenden bisher sah, das war eher das Schwinden des Bewußtseins, verzweifeltes Ringen nach Atem, letztes Zittern der Muskeln unter dem Druck des Schmerzes: nichts zeigte an, daß der Geist noch sehen, wollen und entscheiden könnte... So bleibt mein Sterben und mein Schicksal nach dem Tode ein unlösbares Rätsel, ein

ungelöstes Problem. Aber auch die Neugier bleibt, und niemand kann mich davon befreien.

Was hier bisher skizziert wurde, ist hoffentlich kein Zerrbild dessen, was wir alle empfinden, wenn wir mit den verschiedenen Gesichtern des Todes konfrontiert werden, insofern wir uns als Durchschnittsmenschen verhalten. Gemeint ist der Mensch, der jenen gewöhnlichen Glauben hat, der gerade noch reicht, um sich allgemein zu einem vagen Christentum zu bekennen, also ein Mensch, der nicht unbedingt Atheist, aber doch weit entfernt ist, alles in seiner Existenz radikal auf Gott und Jesus Christus zu beziehen. Menschen sind gemeint, für die das Wort des Evangeliums zwar erbauendes Wort bleibt, aber doch keine restlos überzeugende Macht mehr besitzt. Frauen und Männer, die so glauben, daß ihr Glaube angesichts der biblischen Verheißenungen vom ewigen Leben immer zugleich auch Kleingläubigkeit und Mißtrauen enthält.

Nun käme es darauf an, die Fragen dieser Menschen zu beantworten, und zwar im Namen eines Glaubens, der mehr als gewöhnlich ist. Denn es dürfte nach dem bisher Gesagten klar sein, daß weder ein bloß philosophisches Nachdenken noch ein unsicherer, zögernder Glaube an Jesus Christus in den Fragen nach Tod und ewigem Leben weiterhelfen können. Zur Bewältigung des Todesproblems ist ein starker Glaube erforderlich, ein Glaube, der über die Grenzen seiner gewöhnlichen, allgemeinen Erscheinungsform hinausgeht, der vom breitesten Horizont der Wirklichkeit her auch der fragenden Vernunft sinnvoll zu antworten vermag. Ja: zum einmaligen Ernst des Todesproblems paßt nur eine einmalig weitsichtige Geisteshaltung, die eines überdurchschnittlichen Glaubens.

Was verlangt dieser Glaube von uns? Zunächst einmal die Aufgabe einer übertriebenen Ichbezogenheit; denn die Wirklichkeit, um die es hier im Grunde geht, ist unendlich größer als meine eigene, rein individuelle Wirklichkeit. Wie wir gesehen haben, ist die gewöhnliche Reaktion auf den Tod einer geliebten Person oder eines Unbekannten wie auch auf das eigene Sterben müssen die Reaktion des auf sich gestellten Ichs. *Ich* leide unter dem Verlust einer beglückenden Beziehung, *ich* wende mich mit einem unguten Gefühl vom Anblick der namenlosen Sterbenden und Toten ab, *ich* fliehe vor meiner eigenen Sterblichkeit, sei es nach rückwärts in betäubenden Lebensgenuss oder nach vorn in neugieriges Fragen über die jenseitige Existenz. Überall ist mein Ich die Mitte. Ein merkwürdiges Zusammenschrumpfen der Perspektiven! Der Gedanke an den Tod läßt sich vergleichen mit einer giftigen Schlange. Überfällt mich dieser Gedanke, beißt mich die Schlange, dann schrumpft sofort der weite Horizont auf meine kleine egozentrische Welt zusammen. – Der Todesgedanke macht uns anscheinend auf eigenartige Weise egozentrisch . . .

Nun verlangt der entfaltete christliche Glaube gerade das Gegenteil. Der Todesgedanke soll Anlaß zur *Selbstüberschreitung* in Richtung auf die je andere und größere Wirklichkeit sein. Er soll mir beibringen, nicht mehr zu sagen, der Tod sei meine ureigenste Sache, jeder stehe einsam vor dem unerbittlichen Henker, niemand könne meinen Schmerz und meine Angst nehmen. Vielmehr darf ich sagen: der Tod ist zunächst Sache von Gemeinschaft, von mitmenschlicher und göttlicher Gemeinschaft und erst so, erst auf diese Weise meine ureigenste, persönlichste Sache. Moderner und theologischer gesagt, der Tod ist ein dialogisches Geschehen, also kein Monolog. Er ist eine wohl schmerzhafte *Öffnung* der Existenz, keine Abkapselung in das düsterste Einzelzimmer des leidenden Ich hinein. Wohl hat jeder seinen eigenen Tod zu verantworten und vorzubereiten. Aber keiner kann und darf angesichts des Todes von allen jenen gemeinschaftlichen Beziehungen absehen, ohne die er nicht leben könnte, ohne die er nicht das sein könnte, was er ist.

Die Gedanken des tschechischen Philosophen Gardavsky über den Tod sind da auch für uns Christen eine willkommene Anregung. Er zeigt uns, wie man den eigenen Tod nicht individualistisch, sondern vom Gesichtspunkt der breiteren menschlichen Gemeinschaft aus betrachtet. „Mein Tod“, so erklärt er, „ist für mich das Ende der Hoffnungen, trotzdem aber eine Hoffnung für andere...“ Im Moment des Sterbens wird „unter mein Leben der Schlußstrich gezogen“, und die „Summe, die verbleibt“, erscheint also als „unerlässliche Vorbedingung“ des Lebens für andere. Ich weiß, daß ich sterben muß. Deshalb sehe ich jeden Augenblick meines Lebens als unersetzbaren an; und auch jede Beziehung, die durch mich hindurchgeht: ich habe da ein „Maximum meines Lebens“ hineinzulegen, als sollte ich schon morgen sterben. Hier wird absolute Selbstlosigkeit gefordert, ein ständiges Aufopfern der täglichen Existenz, damit diese konkrete Gruppe und die künftige Generation freier, besser, glücklicher leben kann. Der Gedanke des Sich-Schenken-Wollens herrscht vor, nicht etwa der Gedanke des zu erwerbenden Verdienstes, denn bei dem marxistischen Humanisten kommen weder Gott noch das ewige Leben in Betracht. Man könnte freilich einwenden, der Marxist Gardavsky vergöttlicht das Kollektiv, er stelle die Gesellschaft an Gottes Stelle und deswegen verlange er, daß der Mensch die eigene Existenz aufopfert. In der Tat ist das aber nicht der Fall. Der Philosoph ist sich der Bedingtheit und der Unvollkommenheit jedes Kollektivs und jeder Gesellschaft bewußt. Er sagt, die Gesellschaft selbst sei „dauernd belastet mit dem Tod ihrer Glieder“ und könne daher nie eine endgültige, vollkommene Größe sein, so wie dies der Gott der Christen ist. Dabei betont er auch, daß jeder Mensch gegenüber der Gesellschaft als unersetzbare und liebenswert zu gelten habe. Die Folge-

rung ist also klar: ein unendlich wertvoller einzelner Sterblicher wendet sich zur großen Gemeinschaft der Sterbenden hin, wenn er an den eigenen Tod denkt. Solidarität ist also das Stichwort. Solidarität zwischen mir, der ich vielleicht morgen sterben werde, und den vielen anderen, die erst später sterben werden: alles in selbstloser Hingabe.

Was sagen wir Christen dazu? Zunächst einmal dies: wenn wir uns den Standpunkt des gewöhnlichen, unentfalteten Glaubens aneignen, mit aller Ichbezogenheit, Schmerzbetontheit, Ängstlichkeit und rechnerischen Haltung, die er in sich schließt, dann müssen wir uns im Vergleich zu Gardavskys Sterbemoral wie kleinliche Individualisten vorkommen. Erinnern wir uns aber an den Kern der Botschaft Jesu, dann erscheint auch uns der Tod als Einladung zur Selbstüberwindung und zur größtmöglichen Offnung unseres Selbst. Dann verstehen wir, was unser Credo, unser Glaubensbekenntnis meint, wenn es von der Communio sanctorum, von der Gemeinschaft der Heiligen spricht. Dann können wir auch die Grundhaltung des alttestamentlichen Glaubens christlich nachvollziehen, nämlich so, daß wir zuerst an das Überleben, das Besserleben und das „ewige Leben“ des gesamten Gottesvolkes denken und erst in diesem Zusammenhang an das Sterben und Auferstehen unseres Selbst und unserer Geliebten.

Die wahrhaft christliche Haltung gegenüber dem Tod geht freilich über die Position Gardavskys weit hinaus, denn sie fordert die Hingabe des eigenen Denkens, Wollens und Lebens im Blick auf einen unsterblichen Anderen und eine ewige Gemeinschaft. Sie fordert nicht nur, daß man bis zur Sterbestunde für die Zukunft anderer lebt und arbeitet, sondern auch, daß man auf eine ewige Zukunft hofft und sich das ewige Leben als ein nie aufhörendes Ausbrechen aus dem engen Rahmen des Ich vorstellt.

Daher können wir auf unsere Frage, wie das Sterben und das ewige Leben zu verstehen sei, schon eine erste Antwort versuchen. In Bezug auf das Sterben könnte man zumindest sagen: insofern es ein Höhepunkt des gläubigen Lebens ist, hat es wesentlich mit Gemeinschaft zu tun. Und weil das Sterben mit Gemeinschaft zu tun hat, wird es am besten in den verschiedenen Weisen der *Liebe* eingeübt. Sicher hat dieser Satz einen tiefen Sinn: „Zeige mir, wie du lieben kannst, und ich sage dir, wie du sterben wirst“.

Was ist das Gemeinsame zwischen Liebe und Tod? Vor allem, daß ich in beiden Fällen die Grenzen meiner Person zu überschreiten habe, und zwar in einem Wagnis auf das Unbekannte hin. „Wer liebt“, schreibt der Theologe Schoonenberg, „hört auf, sich an den Grenzen festzuklammern und sich hinter ihnen zu verschanzen“. Für den Liebenden gibt es nichts von vornherein Unmögliches. Er wagt, sich hinzugeben, ohne die Sicherheit zu suchen, daß er erhört wird und Anerkennung findet. Er geht sozusagen aus sich selbst heraus, ohne eine Rückfahrkarte in der Tasche, ohne sich vor dem

Nichts der Undankbarkeit zu fürchten. Wie ein Abraham geht er seinen Weg, er glaubt und vertraut, ohne genau zu wissen, wohin sein Weg der Selbstingabe führen wird. Ähnlich ist dem wahrhaft christlich Sterbenden zumute. Auch er nimmt es an, aus sich herausgerissen zu werden, dem Nichts ins Gesicht zu schauen, seine Grenzen, die seine Person, wie die Haut das Fleisch, bergend umhüllen, aufzugeben. Er lässt die totale Finsternis des Todes auf sich zukommen, in dem er an den großen Anderen, Gott glaubt, der auf ihn in den Mitmenschen wartet. Nichts garantiert ihm, daß wenigstens seine Seele, vom verwelichten Fleisch sauber getrennt, sofort in eine bequeme Unsterblichkeit überwechselt, um dort auf die gnädige Vergeltung des barmherzigen Richters zu warten und später, nach einer bestimmten Wartezeit, mit dem Leib wiedervereint zu werden. Nein. Er weiß, daß die Vorstellung von einer unsterblichen Seele, die im Tod vom Kerker des Leibes befreit werden soll, keine ursprünglich christliche ist. Die Lehre von der Auferstehung des Fleisches, nicht die von der Unsterblichkeit der Seele, ist die ursprünglich und eigentlich christliche. Und die meisten heutigen katholischen Theologen zögern nicht zu behaupten, daß auch die Seele irgendwie stirbt, oder sogar, daß die Seele „am meisten stirbt“ (Leo Bakker, Schoonenberg). Die ganze Person hat also mit den Vernichtungskräften des Sterbens zu tun wie auch die ganze Person mit Kräften der Entfaltung zu tun hat, wenn sie an den Gott des Evangeliums glaubt, wenn sie den „hoffnungsvollen Sprung ins zukünftige Leben“ zu machen hat. Dieser Mensch weiß darum, daß die Verheißung der ewigen Existenz ihm von jenseits einer Mauer zukommt, der Mauer des beinahe greifbaren Nichts.

Nun aber stirbt hier einer, der sich in das Aus-sich-heraus-Gehen und in das Wagnis der Hoffnung gegen alle Hoffnung dadurch eingeübt hat, daß er immer zu lieben gesucht hat. So fallen bei ihm, in seiner letzten Stunde, die liebende Hinwendung zu den anderen und die glaubende Hinwendung zu Gott zusammen: wie er den Sprung des Liebens über alle Ungewißheit der dankbaren Anerkennung zu wagen pflegte, so wagt er nun den Sprung über das Nichts des Todes in Richtung auf das verheiße aber nicht beweisbare ewige Leben. Aus *mir*, aus meiner begrenzten Individualität heraus, in das Ungewisse und in den anderen hinein: diese Bewegung macht der Glaube, macht die Liebe; auch das Sterben muß sie machen. So muß das Sterben nicht nur eine Katastrophe sein, der man passiv unterliegt, sondern eine in Freiheit vollzogene wirkliche Tat des Sterbenden. Ob das gerade im Moment des Todeskampfes möglich ist, ist freilich zu bezweifeln. Denn da schwindet oft das Bewußtsein und man wird von vielen Zwangslagen heimgesucht. Das Entscheidende ist vielmehr jene langfristige Vorbereitung auf den Tod, die schließlich das Sterben zu einer Tat des Sterbenden macht, zu einer Tat des Glaubens und der Liebe.

Und was dann? Diese Frage drängt sich gerade an diesem Punkt unserer Meditation auf. Was kommt nach diesem Sterben, das der mündige Christ als eine Tat des Glaubens und der Liebe vorbereitet? Das Evangelium antwortet: *Gericht, Auferstehung, ewiges Leben*. Dabei handelt es sich gewiß um Verheißenungen, deren Inhalt nur dem Glauben zugänglich ist. Sie können nicht mit der bloßen Kraft der Vernunft bewiesen werden. Man kann sie keineswegs allein aus menschlichen Bedürfnissen und Sehnsüchten herleiten. Sie erscheinen aber sinnvoll und anworten auf das tiefste menschliche Bedürfnis, wie auch das Dasein des lebendigen Gottes selbst auf den großen Hunger des Menschen nach Leben, Freiheit und Ganzheit Antwort gibt. Die Verheißung des Gerichtes entspricht der großen Würde des Menschen, verantwortlich zwischen Bösem und Gutem wählen zu können. Die Verheißung der Auferstehung kommt seinem Trachten nach innerer Einheit und Harmonie von Leib und Seele entgegen. Die Verheißung des ewigen Lebens würdigt den urmenschlichen Wunsch nach Wachstum und Entwicklung, denn was ist diese verheißene Ewigkeit, wenn nicht der unaus schöpfliche Quell immer neuer Möglichkeiten? Wer ewig lebt, steht nicht wie eine erstarre Statue da im Tempel des Himmels, betrachtet nicht ein herrliches aber immer gleiches Spektakel. Vielmehr erfährt er in sich und um sich die Verwirklichung von immer neuen Möglichkeiten. So sollte die ewige Gottesschau treffender verstanden werden.

Bei diesen drei biblischen Verheißenungen ist nun auffällig, daß sie alle mit Liebe und Gemeinschaft zu tun haben. Das Urteil, das über uns nach dem Ablauf unserer zeitlichen Existenz gesprochen werden soll, richtet sich danach, ob wir den Geringsten geholfen haben oder nicht, ob wir uns als Diener der Zukunft anderer Menschen erwiesen haben oder nicht, ob wir unsere Zeit weitherzig hingeschenk oder uns geizig an unsere Minuten und Stunden geklammert haben. Unter Auferstehung versteht man doch wohl jene Verwandlung des sterblichen Menschen, die seine Zerbrochenheit und Bedrohtheit in eine gesunde Harmonie von Leib, Seele und Geist aufhebt, eine Harmonie, die nur in liebevoller Kommunikation möglich ist. Bekanntlich wächst die Harmonie in eben dem Maße, in dem ich mich mittle und mich mit Leib und Seele der gemeinschaftlichen Kommunikation öffne. Deshalb kann man sagen: schon heute beginnt meine Auferstehung, jedesmal, wenn ich wahrhaft Liebe schenke und empfange. – Schließlich hat auch das ewige Leben mit Selbstingabe, Aufhebung von Grenzen und zwischenmenschlicher Kommunikation zu tun, denn wer ewig lebt, lebt ebensowenig für sich allein, als er sich am Heute, am Hier und Jetzt festklammert. Vielmehr lebt er für andere und für die Zukunft aller. Wenn er stirbt, richtet sich sein ganzes Sinnen darauf, wie er im ewigen Leben für die Zukunft vieler Mitmenschen dasein wird.

Mit diesen Andeutungen haben wir nur einige große Linien des Todesmysteriums skizziert und vieles wäre noch zu erörtern, zu verdeutlichen, zu diskutieren. Insbesondere könnte man nun die traditionellen Themen von Himmel, Hölle, Fegefeuer, Endgericht aufgreifen und auch noch darüber nachdenken, was im Augenblick des Sterbens mit uns geschieht. Der eine wesentliche Punkt hingegen dürfte klar geworden sein, daß nämlich ein glaubensstarker Christ nicht unbedingt mit egozentrischen, traurigen und angstlichen Gefühlen über den Tod nachdenkt, sondern fähig werden kann, ihn als ein entscheidendes Moment seiner Geschichte in Liebe und Gemeinschaft zu verstehen.

Wenn am Schluß eine Art Mahnung stehen darf, dann könnte sie etwa lauten: Lebe nicht für dich allein, dann wirst du auch nicht für dich allein sterben. Wenn du gelernt hast, dich selbst zu verschenken, dann entgehst du auch der schrecklichen Einsamkeit deiner letzten Stunde. Du wirst über den Tod hinaus Zukunft haben und in einem neuen, ewigen Leben ganz zu dir selbst kommen. In einem ewigen Geben eher als in einem ewigen Genießen wirst du erleben, was die „Gemeinschaft der Heiligen“ ist.

„Wir wissen ja nicht, was gilt . . .“

Ein Gespräch über Gott: Nelly Sachs und Paul Celan

Maria-Paulus Ruckert OSB, Tutzing

Die beiden großen Lyriker – beides Juden, beide 1970 gestorben, Paul Celan 50jährig, Nelly Sachs 78jährig – haben vieles gemeinsam: nicht nur die dunkle Welt und Struktur moderner Lyrik mit ihrer herben, verstummenden Sprache voller Intensität, nicht nur das typisch jüdische dialogische Prinzip (Martin Buber), das ihr Sprechen Du-gerichtet sein lässt, anredend und hörend, – sie singen auch beide in ergreifenden Bildern die Klage um den millionenfachen Tod ihres Volkes; ihre Verse haben den gleichen schmerzhaften Erlebnishintergrund vielfältigen Leidens. Exemplarisch sind hierfür Celans „Todesfuge“ und Sachs' „O die Schornsteine“, und gerade in diesem Grundthema werden die Unterschiede der beiden Dichter deutlich.

Das folgende Gedicht von Paul Celan bietet in sich selbst solch eine Gegenüberstellung. Es ist zunächst der knappe Bericht über eine Begegnung der beiden Freunde, eine Begegnung in einem Zürcher Hotel: